

Die Pflege der Ascetik von Seiten des Clerus.

Von Max Huber S. J., Wien XIII/.

IV.

Hagiographie.

Nutzen der Hagiographie. — Wahrheit vor allem. — Nur Wahrheit. — Die ganze Wahrheit. — Historische Kritik.

24. Zu den belehrenden ascetischen Büchern sind auch die Hagiographien, die Beschreibungen der Leben der Heiligen, zu zählen. Dieselben lesen sich ihrer Natur nach leichter und angenehmer, als die theoretisch belehrenden Bücher, und sind auch sehr geeignet, auf das Gemüth des Lesers zu wirken, es zu erfreuen, zu erheben, anzueifern und zu ermuthigen. Der Leser wird sich sagen: wenn Gott so freigebig war in Gnaden gegen Diese und Jene, wird er es auch gegen mich sein; wenn er so barmherzig war gegen eine Magdalena und einen Augustinus und sie nach dem Falle zu so hoher Heiligkeit erhob, wird er auch gegen mich barmherzig sein. Darum ist der Hagiographie von Seiten der ascetischen Schriftsteller warme Liebe entgegen zu bringen und große Sorgfalt zu widmen. Hiefür sprechen auch noch andere, sehr starke Gründe. Die Hagiographie bestärkt den Christen im Glauben, indem sie die Wunder berichtet, welche die Heiligen zur Bestätigung ihrer Predigt, der Glaubenspredigt, gewirkt, und indem sie die Glaubensstärke der Heiligen schildert. Sie vermehrt in ihm die Hoffnung, indem sie ihm zeigt, wie Gott die Gebete der Heiligen oft wunderbar erhörte und wie er gegen sie in Gnadenerweisungen so freigebig war. Sie entzündet in dem Herzen des Christen die Liebe zu Gott, indem sie die unbegreifliche Liebe Gottes zu seinen Heiligen schildert, von denen er einige aus dem Pfuhle des Lasters emporgerichtet, während er andere von ihren ersten Lebenstagen an mit überreichen Gnaden erfüllt, in engelgleicher Unschuld bewahrt und zu einem engelgleichen Leben erhoben hat. Andererseits spornet das Beispiel der Liebe der Heiligen zu Gott den frommen Leser zur Liebe Gottes an. Auch vermehrt das Lesen der Heiligenleben die Liebe des Christen zur heiligen Kirche, welche sich ihm als die Mutter und Erzieherin der Heiligen darstellt. Ferner lehrt die Hagiographie den Christen Loslöschung von den irdischen Gütern und großmuthige Selbstüberwindung, indem sie ihm den Heldenmuth der Abtötung und Weltentsagung, ja der Selbstkreuzigung und des wunderbar geduldigen Kreuztragens zeigt, den die Heiligen übten. Sie ladet dann auch den Christen ein zu eifrigem Gebete, indem sie ihm Heilige vorstellt, die oft ganze Nächte im Gebete durchwachten oder mehrere Stunden des Tages vor dem Allerheiligsten zubrachten. Sie ermuntert ihn zur Befolgung der evangelischen Rüthe, indem sie ihm die unzählbare Schar der Heiligen vorführt, welche Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobt und durch ihr ganzes Leben in höchster Vollkommenheit geübt haben. Sie lüftet endlich den Schleier, welcher das

mystische Wirken des heiligen Geistes in den Seelen verhüllt, und lässt uns einen Blick thun in jenen wunderbaren Verkehr Gottes mit seinen Lieblingen und treuen Dienern und Dienerinnen, einen Verkehr, welcher die allmähliche Umwandlung des Menschen in Gott zum Ziele hat und mit sich bringt, so dass die Heiligen mit dem Apostel sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ und lässt mich an seinem Leben und Leiden theilnehmen. Manche Heilige haben sogar auch äußerlich die Wundmale Christi an ihrem Leibe getragen, und noch überdies das stellvertretende Leiden Christi für die Sünder fortgesetzt. Welch heilsame Wirkungen kann also die Hagiographie in den Seelen der Gläubigen hervorbringen! Und wie wichtig ist es demnach, dass sie von dem Clerus mit Eifer und Liebe gepflegt werde!

25. Damit aber diese heilsamen Wirkungen erzielt werden können, muss diese Art von geistlicher Schriftstellerei auch auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Was nun fordert diese von ihr?

Erstlich Wahrheit, Wahrheit vor allem, denn der Hagiograph ist wesentlich Geschichtschreiber, und von einem solchen verlangt man vor allem Wahrheit. Es hat Zeiten gegeben, wo man dies aus dem Auge verloren hatte und wo die Geschichtschreiber sich in den Dienst der Poesie und Rhetorik stellten, glaubend, ihre Aufgabe vortrefflich gelöst zu haben, wenn sie die Leser durch die Kunst der Erfindung und Darstellung ergötzten; die geschichtliche Wahrheit kam ihnen erst an zweiter Stelle und machte ihnen nicht allzuviel Sorgen. Bei solcher Auffassung des Zweckes der Geschichtschreibung lag es nahe, dass auch die Biographen der Heiligen zu Panegyrikern wurden.¹⁾ Es konnte sie hiezu auch noch die an sich nicht zu tadelnde Absicht verleiten, den Lesern größere Erbauung zu verschaffen, sich selbst aber die besondere Fürbitte der Heiligen zu sichern, deren Lob sie schrieben. Dadurch entstand nun eine Methode der Hagiographie, welche Jungmann in folgender Weise kennzeichnet: „Nicht selten machen die Verfasser sich zuerst ein ideales Bild zurecht, ein Erzeugnis ihres eigenen Geistes und ihrer Phantasie; in die Umrisse dieses Bildes werden dann die sich vorfindenden historischen Züge hineinconstruiert und hineingearbeitet, und solange davon weggenommen oder hinzugehan, bis alles paßt“.²⁾ Heutzutage ist jene naive Auffassung von der Aufgabe der Geschichtschreibung verlassen, die Historiker wissen, dass sie vor allem andern verpflichtet sind, Geschehenes zu berichten, nicht aber zu erdichten, und auch die Hagiographen der Gegenwart stehen auf diesem Standpunkte: vor allem Wahrheit! Ludwig Pastor bemerkt in der Recension der Bio-

¹⁾ „Katholik“, 1881, Januarheft, S. 69: „Ein Gelehrter aus der Mitte des 15. Jahrhunderts wies die Bitte, das Leben eines gewissen Heiligen zu schreiben, mit der Begründung ab, dass er zu wenig Poesie besitze, um diese Lebensgeschichte recht sein und niedlich auszustalten. — ²⁾ Theorie der geistlichen Veredsamkeit, 2. Bd., n. 322, S. 112.

graphie des heiligen Fidelis von Sigmaringen, geschrieben von P. Ferdinand Skala, der sich in seiner Vorrede rückhaltslos zu unserem Grundsatz bekennt: „Es ist Zeit, dass die ‚Zopfperiode‘ der Hagiographie ein Ende nimmt. Unsere Heiligen haben fromme Erdichtungen gar nicht nöthig: sie können das Sonnenlicht der historischen Kritik bestehen, ja, durch dasselbe nur gewinnen“.¹⁾ Die Ergötzung des Lesers durch den Reiz der Darstellung, das Interessante der Schilderung, die Verherrlichung des Heiligen, die Erweckung und Belebung der Andacht und des Vertrauens zu den Heiligen sind demnach Dinge, die erst an zweiter Stelle in Betracht kommen können.

26. Zweitens nur Wahrheit, nichts Unwahres, nichts, was sich nicht aus den echten Quellen nachweisen lässt, also keine unhistorischen Zuthaten, nichts Legendarisches, außer es würde als solches bezeichnet. Eine unhistorische Zuthat ist z. B. das künstliche Aufbauschen eines einfachen Tugendactes zu einer heroischen Handlung; das unwahre Generalisieren, darin bestehend, dass der Biograph seinen Helden immer thun lässt, was er nachweislich nur hie und da gethan. In einer Lebensbeschreibung der ehrwürdigen Anna Maria Taigi z. B. ist zu lesen: „In den häuslichen Geschäften und bei den zahlreichen Schwierigkeiten ihrer äusseren Lage nahm die Dienerin Gottes beständig ihre Zuflucht zu Maria; sie betete beständig für die Erhaltung des Papstes; da sie die geistigen und leiblichen Bedürfnisse aller (!!) Menschen kannte, war ihre Seele in beständiger Bewegung, ohne Aufhören strömten Gebete und Aufopferungen für das Heil der Menschen von ihren Lippen“.²⁾ In ähnlicher Weise geht es noch länger fort. Zuletzt geräth der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch. Er schreibt nämlich: „Als Mädchen und junge Frau in den Flitterwochen war Taigi eitel, putzte sich, ließ sich gern in ihrer Toilette sehen und gab sich ihrem natürlichen Hange zum Vergnügen hin“. Anderswo aber schreibt er, ihr ganzes Leben sei nur eine ununterbrochene Übung von Werken der Frömmigkeit gewesen. Gehörte etwa ihre Eitelkeit und ihr Hang zum Vergnügen auch zu den Werken der Frömmigkeit? Durch solche unwahre Generalisationen und Übertreibungen hat man es bei nicht wenigen frommen, aber naiven Seelen dahingebbracht, dass sie sich von einem Heiligen einen ganz falschen Begriff machen. Ihnen ist der Heilige ein himmlisches Wesen ohne menschliche Schwächen. Und sie haben sich in diese Illusion so sehr hineingelesen und hineingelegt, dass sie es als eine unangenehme, widerwärtige

¹⁾ Dupanloup sagt von den Panegyrikern der Heiligen: „Die fast unvermeidlichen Fehler dieser gewaltfamen Panegyriker, die nichts anderes können, als loben über alles Maß, sind Mangel an Würde, oft auch an Wahrheit und bedauernswerte Misshandlung der wahren Gestalt des Heiligen, dessen Leben sie beschreiben wollen“. — ²⁾ Das betreffende Blüchlein stammt aus Frankreich, ist aber leider ohne Vorsicht und Kritik ins Deutsche übersetzt worden.

Enttäuschung empfinden, wenn ein nüchterner, wahrheitsliebender Biograph seinen Heiligen in historischer Treue, mit Licht und Schatten darstellt. „So hätte das Leben eines Heiligen nicht geschrieben werden sollen, rufen die Enttäuschten klagend aus, das war pietätlos, ich komme ja um meine hohe Vorstellung von den Heiligen!“ O schwache Seelen, denen eine schöne Illusion lieber ist, als das Licht der Wahrheit und welche die Heiligen anders geartet sehen wollen, als Gott sie will! Aber auch Tadel den Hagiographen, die ihre Feder zur Täuschung des frommen Volkes, wenn auch unabsichtlich, missbrauchten!

„Nichts Legendenhaftes“, wenigstens nicht, ohne es als solches bezeichnet zu haben. Unter Legendenhaftem verstehen wir erstlich Berichte, die nachweislich falsch sind und zweitens Berichte, welche nicht als historisch sicher nachgewiesen werden können. Die Berichte mögen beziehungsweise sehr alt sein, wie denn z. B. die Erzählung von der vermeintlichen Todtenerweckung an dem Knappen Konrads von Bähringen durch den heiligen Bernhard sich schon fünfundzwanzig Jahre nach des Heiligen Tode in der von dem zeitgenössischen Mönche Herbert verfassten Biographie vorfindet. Das Alter einer Erzählung allein also und eine vorgebliche Tradition genügen nicht; es ist eben in einem Falle, wie der eben bezeichnete, jahrhundertelang nichts anderes überliefert worden, als eine Erfindung und ein Irrthum, den ein Geschlecht unbesehen von dem anderen in Empfang nahm und auf das folgende vererbte, eine Tradition im wahren Sinne des Wortes aber, die Ueberlieferung eines von authentischen Zeugen ausgegangenen unverfälschten Zeugnisses war nicht vorhanden. Die Legendenbildung geht, wie obiges Beispiel zeigt, manchmal unglaublich schnell vor sich.¹⁾

Möchte ferner eine Anekdote aus dem Leben eines Heiligen noch so schön, so anziehend und rührend sein, wenn sie sich nicht als geschichtlich beglaubigt nachweisen lässt, darf man sie nicht als geschichtliche That sache vorbringen. Wohl aber können und sollen Erläuterungen angeführt werden, welche die in den geschichtlichen Quellen kurz

¹⁾ „Der heilige Bernhard hatte im Jahre 1146 seine Wunderkraft ausgeübt an dem ungläubigen Schildknappen Konrads von Bähringen, der infolge eines Sturzes vom Pferde einige Zeit bewegungs- und sprachlos geblieben war. Dieses Wunder, in dem die Augenzeugen nur eine einfache Heilung erblickt hatten, wurde später in Clairvaux für eine wahrhafte Todtenerweckung gehalten. Dem Schildknappen Heinrich schrieb man sogar einen Bericht über die Gefühle zu, welche er nach seinem Tode empfunden hätte. Die Seele sollte schon in die Hölle geführt werden, als Bernhard sie zu ihrem Heile zwang, in den Leib zurückzufahren, den sie verlassen hatte. Herbert (Mönch von Clairvaux, da selbst eingetreten 1157, also vier Jahre nach Bernhards Tode und Verfasser eines Lebens des Heiligen, fünfundzwanzig Jahre nach dessen Tode) machte sich zum Nachbeter dieser verdächtigen Sagen und nach ihm zweifelte niemand mehr, daß der Stifter von Clairvaux den Knappen Konrads von den Todten auferweckt habe“. Siehe „Leben des heiligen Bernhard von Clairvaux“. Von Dr. Elphiegii Vacandard, S. 41.

berührten Thatsachen in das rechte und volle geschichtliche Licht stellen; denn der Leser ist gewöhnlich nicht imstande, das alles zu ergänzen, was zu einem vollständigen historischenilde gehört; dieses muss ihm der Geschichtschreiber liefern. Ebenso können und sollen erklärende Erläuterungen angebracht werden. Der Quellenbericht deutet z. B. einen heroischen Act mit ein paar Worten an. Es ist nun sicher dem Hagiographen gestattet, ja, wohl geboten, dass er dem Leser alle jene Momente in geschichtlicher Treue vorführe, welche zur richtigen Auffassung und Beurtheilung und zum vollen Verständnisse dieses heroischen Actes beitragen können; nur dann werden solche Berichte belehrend und bildend wirken. Es muss demnach das ganze Innere des Heiligen und das Wirken der Gnade in ihm sozusagen bloßgelegt werden. Wenigstens von einem ascetisch gehaltenen Heiligenleben kann man dies fordern: der bloß wissenschaftliche Biograph mag es unterlassen. Der Letztere verhält sich zu dem ascetischen Biographen wie der Botaniker zu dem Blumenfreunde. Während dieser mit Bewunderung und innigster Freude vor einer schönen Blume steht und die einzelnen Details ihrer Schönheit hervorhebt, spricht jener mit einem freundlichen, reservierten Lächeln von ihrer Structur, ihren Blüten und Früchten und ihren Existenzbedingungen, nichts weiter.

27. „Aber auch die ganze Wahrheit“. Hiermit wird ein Mehrfaches verlangt. Erstlich muss der Heilige sowohl als Mensch, wie auch als Christ dargestellt, es muss sein natürliches und auch sein übernatürliches Leben geschildert werden. In seinem Beglückwünschungsschreiben an Abbé Bougaud zu dessen Biographie der heiligen Francisca von Chantal schreibt Bischof Dupanloup: „Sie versetzen uns nicht aus dieser Welt hinaus und über die Kämpfe und Versuchungen des menschlichen Lebens hinweg. Es ist ein Hauptfehler der Hagiographen und zwar ein allzusehr verbreiteter, uns die Heiligen so von allem Menschlichen entkleidet vorzustellen, dass man sich im Ernst fragt, ob das wirklich ein Mensch ist, ein Kind Adams, ein Wesen von Fleisch und Blut wie wir. Das Interessante und Lehrreiche Ihres Buches besteht darin, dass im Gegentheil die übernatürliche Seite die natürliche nicht absorbiert, dass die Weiblichkeit, die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Witwe nacheinander in der Heiligen zur Erscheinung kommen“. Leider haben diese Bedingung einer guten Biographie viele Hagiographen übersehen. Und doch ist sie so selbstverständlich! Wie und nimmer wird man eine genaue und vollständige Kenntnis eines Menschen haben, wenn man seine natürlichen Eigenschaften nicht kennt; und ein Heiliger ist doch auch ein Mensch. Aber auch als Heiliger kann er ohne die Kenntnis seiner natürlichen Anlagen und seiner Individualität nicht genügend erkannt und richtig beurtheilt werden; denn der Heilige als solcher ist ein Mensch, dessen Natur durch die Gnade vervollkommen und geheiligt worden ist. Wie will man also abssehen von

seiner Natur, wenn man das Wirken der Gnade in ihm und sein Ringen nach der Vollkommenheit mittelst der Gnade kennen lernen will? Um das Kunstwerk eines Malers oder Bildhauers richtig zu beurtheilen, muss man doch auch auf den Stoff, aus dem es gebildet, Rücksicht nehmen. Ebenso vermag man nur dann von dem Wirken des Heiligen Geistes in einem Heiligen eine genaue Vorstellung zu bekommen, wenn man dessen Naturell kennt. Darum geben ja viele Hagiographen sogar die Beschreibung der Körpergestalt und des ganzen Aeußeren des Heiligen. Je mehr die natürlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten in dem Bilde eines Heiligen fehlen, desto mehr nähert es sich der Schablone und entbehrt des Colorites. In gleicher Weise muss aber auch das Uebernatürliche an dem Heiligen, d. h. alles, was der Heilige Geist in ihm und durch ihn gewirkt hat, voll und ganz zur Darstellung kommen, möchte es auch noch so fremdartig, außerordentlich und wunderbar sein. Nichts darf übergangen werden, etwa aus Besorgnis, manche Leser möchten es unglaublich oder lächerlich finden. Es wird immer wahr bleiben: „Mirabilis Deus in sanctis suis“. Es hieße die Ehre Gottes schmälern, wenn man sein Wirken und Walten in den Heiligen nur unvollständig zur Darstellung brächte.

Das zweite, was zur vollen Wahrheit erfordert wird, ist die Individualisierung des Heiligen, d. h. die Anführung einzelner Züge und Thaten, welche die Eigenart des Heiligen klar und voll hervortreten lassen. Dass ein von der Kirche canonisierter Heiliger alle Tugenden besessen habe, und zwar in heroischem Grade, das weiß Feder im vorhinein; wenn man ihm von dem Heiligen nichts weiteres zu sagen hat, kann man ganz schweigen. Der Leser will in einer Biographie nicht eine Heiligen-schablone, sondern das Porträt eines Heiligen. Es ist auch ganz verfehlt, einen etwaigen Mangel an Einzelzügen durch geistvolle Räsonnements oder durch Citate aus berühmten Schriftstellern ersehen zu wollen. Ebenso wenig darf solches Beiwerk in größerem Maße zum Ausmalen der Berichte angewendet werden, weil darunter die edle Einfachheit leidet und die Darstellung schwerfällig und langweilig wird. Den selben unangenehmen Eindruck würden lange Abschweifungen paränetischer oder wissenschaftlicher Natur machen, welche den Gang der Erzählung unliebsam unterbrechen. Will der Leser eine Ermahnungsrede oder wissenschaftliche Belehrung, so greift er nicht nach einem Heiligenleben. Hiemit sollen natürlich ein paar kräftige Worte der Ermahnung oder kurze, orientierende Excurse nicht ausgeschlossen sein.

Ein Beispiel meisterhafter Individualisation bietet Bougaud in der Geschichte der heiligen Francisca von Chantal da, wo er den Schmerz der Heiligen bei dem tragischen Tode ihres Gatten und das Widerstreben ihres Herzens gegen eine Zusammenkunft mit dem Herrn, welcher sie durch seine Unvorsichtigkeit um ihr eheliches Glück gebracht, schildert. Wir geben den Bericht des Biographen fast wörtlich

hier wieder. Bei der Nachricht von dem tödtlichen Schusse, der ihren Gatten getroffen, stieß die junge Frau einen Schrei des Schmerzes und Vorwürfe gegen den Unvorsichtigen aus, welcher dieses Unglück verursacht hatte. Als die Aerzte zur Stelle kamen, sagte sie ihnen: „Meine Herren, Sie müssen Herrn von Chantal unbedingt heilen!“ „Frau von Chantal war so außer sich, schreibt Bougaud, und sie drängte die Aerzte mit solcher Gewalt, daß diese aus Besorgnis, den Tod des Herrn von Chantal zu beschleunigen, nicht wagten, die Augeln herauszuziehen“. Den sterbenden Gatten ermunterte sie zur Ergebung, aber „so groß war der Schmerz von Frau von Chantal, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihr Unglück anzunehmen. Dieses Ja der Resignation wollte nicht über ihre Lippen kommen. Jeden Augenblick entfernte sie sich schluchzend aus dem Zimmer des Kranken, durchlief die Gänge und Säle des Schlosses und schrie ganz laut: „Herr, nimm mir alles, was ich in der Welt habe, aber lass' mir meinen theuren Gatten!“ Und als der unerbittliche Tod ihr den Gatten dennoch geraubt, „beweinte sie ihn mit Trünen von Thränen. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück; ihr Schloß war ihr dazu nicht einsam genug. Oft verließ sie es im Geheimen und ihr einziger Trost war es, in ein nahes kleines Wäldchen zu gehen, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen“... Der Schmerz unserer heiligen Witwe, sagt der von Bougaud angezogene Bussy-Rabutin, und die Gewalt, die sie sich anthat, um ihn zu unterdrücken, zehrten so sehr an ihr, daß sie nicht mehr zu kennen war. . . So groß war die Gewalt ihres Schmerzes, sagt eine andere Zeugin, die Mutter de Marigny, daß Frau von Chantal nach Ablauf von drei oder vier Monaten zu einem Skelett geworden war und man für ihr Leben zu fürchten begann.

Was aber das Verhalten der schmerzerfüllten Witwe gegen Herrn von Anlezy, den Urheber des Todes ihres Gatten, betrifft, so schildert es der Biograph folgendermaßen: „Frau von Chantal konnte nicht bloß nicht aufhören, von ihrem Gemahl zu sprechen, sie konnte nicht einmal fünf Jahre darnach den Namen desjenigen nennen hören, welcher die Ursache dieses Todes war. Obwohl ihm die Heilige verziehen hatte, so versetzte sie doch der Gedanke, in der Mitte ihrer Kinder den Mann wieder erscheinen zu sehen, der sie zu Waisen gemacht, in solche Aufregung, daß sie verlangte, man solle ihr nicht mehr davon sprechen. Ein wenig später hatte der heilige Franz von Sales versucht, die Sache zu berühren, als er aber sah, daß er nicht gehört werde, drang er in seiner sanften und klugen Methode, nicht schneller zu gehen als die Gnade, nicht weiter in sie und beschloß, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten“. Eine solche bot sich ihm, als die Heilige ihm in einem Briefe von der erbaulichen Weise sprach, wie ihr Gatte gestorben war, „sanft, voll Güte, mit Worten des Verzeihens für Alle, die ihn beleidigt hatten“. Der Heilige ergreift die Gelegenheit und versucht Frau von Chantal zu einer Annäherung zu bewegen.

Aber vergeblich; die Heilige konnte es nicht über sich gewinnen, das verlangte Opfer zu bringen. Nach einem Jahre machen ihre Verwandten und die des Herrn von Anlezey einen neuen Versuch. Unsere Heilige hört davon: „tout son sang se révolte“, das Blut siedet ihr in den Adern, ihr Inneres bäumt sich dagegen auf. Sie wendet sich an den heiligen Franz von Sales und theilt ihm ihr natürliches Widerstreben (repugnance) mit. Der Heilige redet ihr zu, mit dem betreffenden Herrn zu sprechen, wenn sich eine Gelegenheit von selbst biete, und das Widerstreben mit einem Blick zum Himmel zu besiegen. Diesmal gehorchte Frau von Chantal und willigte in eine Begegnung ein. Bei derselben zeigte sie sich freundlich (gratieuze), so viel ihr Herz es ihr gestattete. Und um die Natur selbst in ihren gerechtesten Neigungen zu zügeln, bot sie sich Herrn von Anlezey, dem eben ein Kind geboren war, an, die Pathenstelle bei demselben zu übernehmen. Aber diesen heroischen Act führte sie nur mit größter Mühe aus („à grande peine“). Es bedurfte dazu einer neuen Dazwischenkunst des heiligen Franz von Sales, der theils durch Zureden, theils durch auctoritatives Eingreifen dem gebrochenen Herzen der Heiligen, das noch Widerstand leistete, dieses neue und grausame Opfer abrang. Das ist Frau von Chantal in naturtreuer Schilderung¹⁾. Und das ist das individualisierte Bild der heiligen Francisca in ihrem Witwenschmerze.

Je mehr aber die Individualisierung, sei es aus freier Wahl, oder aus Nothwendigkeit zurücktritt, desto mehr verblasst das Porträt, desto unkenntlicher wird die Persönlichkeit. Die erschütternden Vorgänge und schweren Kämpfe im Leben der heiligen Francisca von Chantal, die uns soeben der Griffel des Historikers mit plastischer Ausschaulichkeit vorgeführt, gibt das Brevier, welches sich nothgedrungen der größten Kürze befleissen muss, mit den Worten wieder: „Viri necem non solum aequo animo tulit, sed in publicum indultae veniae testimonium occisoris filium e sacro fonte suspicere sui vixtrix elegit“. Deutlicher als hier, könnte wohl der Unterschied zwischen historischer Individualisierung und summarischer Zusammenstellung kaum hervortreten.¹⁾)

Die „ganze Wahrheit“, also die Vollständigkeit der Biographie eines Heiligen, verlangt auch, dass sowohl der äußere Lebensgang erzählt, als auch die Entwicklung des inneren Lebens, das Wachsthum in der Tugend, die Führungen der Seele geschildert werden, beides mit möglichst genauen Zeitangaben, und

¹⁾ Zur Kennzeichnung der Individualität sind ganz besonders geeignet die Briefe und Aufzeichnungen der Heiligen, namentlich jene, die ihr inneres Leben zum Gegenstande haben. Der Hagiograph wird also von diesen Schriften den ausgiebigsten Gebrauch machen und so die Heiligen sich selber schildern lassen. — Eine vortrefflich individualisierte Biographie aus neuester Zeit ist: „Leben der ehrw. M. Theresia von Jesu, geb. Gräfin Xaverie de Maistre“, Münster i. W., Alphonfus-Buchhandlung, 1901.

der innere Lebensgang im Anschluße an den äußeren. Unter welchen äußeren Verhältnissen ein Heiliger eine bestimmte Gewohnheit angenommen, und wieder, auf welche äußere Veranlassung hin er sie etwa aufgegeben, zu welcher Zeit seines Lebens er eine gewisse Stufe des Gebetes erreicht habe und ähnliches, das sind lauter Momente, ohne welche eine richtige und tiefblickende Beurtheilung seiner inneren Entwicklung nicht möglich ist. Gar manche Biographien der Heiligen sind trotzdem, daß ihre Verfasser ascetische Zwecke verfolgen, so äußerlich gehalten, daß man in das Innere der Heiligen und in die Art und Weise, wie sie sich die Heiligkeit errangen, unter welchen Opfern und Kämpfen, Siegen und mitunter auch Niederlagen, keinen Einblick erhält. Es werden die Aemter aufgezählt, die der Heilige bekleidet, die Unternehmungen, die er gemacht, die heroischen Thaten und Wunder, die er gewirkt, aber der Werdegang des inneren Lebens ist kaum berührt. Und doch ist es für die ascetische Wissenschaft und für die Erbauung viel wichtiger, diesen inneren Werdeproceß kennen zu lernen, als die äußeren Geschehnisse. Wir wollen z. B. vor allem erfahren, wie der heilige Franz von Sales, der von Natur aus heftiger Gemüthsart war, zum Gipfel der Sanftmuth emporgestiegen; wie der heilige Aloisius zu dem der Keuschheit gelangt, wie sich eine heilige Rosa von Lima zum Heroismus der Bußübungen erschwungen, wie eine heilige Theresia Lehrmeisterin des Gebetes geworden.

Noch mehr, der Biograph soll uns auch das Wechselverhältnis zwischen dem äußeren Lebensgange und der Entwicklung des Seelenlebens schauen lassen. Die äußeren Geschehnisse sind ja um der inneren Entwicklung des Heiligen willen von der göttlichen Vorsehung herbeigeführt oder zugelassen, sie sind gleichsam die Leiter, an welcher er von Tugend zu Tugend emporsteigen sollte, sie übten naturnothwendig einen modifizierenden Einfluß auf seine innere Thätigkeit. Ebenso sind sie aber hinwieder vielfach die Wirkung und das Ergebnis der inneren Verfaßung des Menschen. Gewiss ist es interessant und belehrend, zu sehen, wie ein zerschmettertes Bein und dessen langwierige Heilung aus einem ganz weltlich gesinnten Officier den heiligen Stifter der Gesellschaft Jesu, wie die Gefangenschaft und Kerkerhaft aus dem kriegerischen Hieronymus Aemiliani einen Vater der Waisen und Beschützer gefährdeter Mädchen gemacht; wie ein ungefickter Tänzerischritt an der Seite der englischen Königin Elisabeth und deren spöttische Bemerkung: „Surge, Domine bos!“ für den eitlen Hofherrn Thomas Pound der Ausgangspunkt zum Heroismus des Märtyrers geworden.

Andrerseits wiederum ist es sehr lehrreich, den Einfluß zu beobachten, den Naturell und inneres Gnadenleben auf die Bestimmung des äußeren Lebensweges üben. Bruno war von den ersten Lebensjahren an ein tiefsternes, schwiegsmes und sinnendes Kind, und diese sich stets mehr entwickelnde Geistesrichtung führte ihn vom heiteren Rhein hinweg in die wilden, schaurigen Berge von Chartreux, später in die Einöden von Calabrien zu beständigem Schweigen. Felix von Valois

theilte schon als kleines Kind, ohne recht zu wissen, was er thue, Geldstücke unter die Armen aus, und seine Barmherzigkeit wuchs mit ihm, bis die göttliche Vorsehung ihn zum Stifter eines Ordens erwählte, welcher sich der Befreiung unglücklicher Christenclaven widmet, selbst mit Preisgebung der eigenen Freiheit. So findet also zwischen dem äusseren und inneren Leben der Heiligen eine oft von sehr bedeutamen Folgen begleitete Wechselwirkung statt, welche der Historiker zur Darstellung zu bringen hat.

Der innere Entwicklungsprozess unter Anlehnung an den äusseren Lebensgang wird außeracht gelassen und wird daher nur eine oberflächliche Darstellung des inneren Lebens eines Heiligen gegeben, wenn seine Biographie so abgefasst ist, dass jede einzelne Tugend ein Capitel bildet, in welches alles zusammengetragen ist, was der Heilige in Uebung dieser Tugend vollbracht hat, ohne dass dabei die allmähliche Entwicklung derselben zur Sprache käme. Diese Methode, welche William Faber mit dem Namen der „italienischen“ zu bezeichnen scheint, mag Predigern und Seelenführern als Beispielsammlung erwünscht sein, sie hat aber für das tiefere Verständnis des Tugendlebens des Heiligen den Nachtheil, dass sie die Handlungen aus dem geschichtlichen Zusammenhange reißt, der vieles erst ins rechte Licht stellt und erklärt, und dass sie den Einfluss, den die Zeitumstände, die herrschenden Ansichten, Gebräuche und ähnliches auf den Handelnden ausübten, verschweigt. Bei dieser bouquetartigen Darstellung, welche die einzelnen Tugendacte wie abgeschnittene Blumen aneinanderreihet, werden ferner die maßgebenden Umstände und andere Beweggründe des Heiligen zum Handeln oft nicht genügend angegeben, und das kann bei der Nachahmung zu Missgriffen Veranlassung werden, man kann nämlich die gleiche Handlung in sehr ungleichen Umständen thun wollen, selbst unter Umständen, in welchen sie der betreffende Heilige unterlassen haben würde. Zwischen der eben in Rede stehenden bouquetartigen Darstellung der einzelnen Tugenden und der des fortlaufenden inneren Lebensprozesses ist ein ähnlicher Unterschied wie zwischen den getrennten Theilen eines zerstückelten Baumes und dem ganzen lebendigen Baume. Es fehlt der innere Zusammenhang, die Verbindung der Theile, ihr Wechselverhältnis, das ineinandergreifen eines Organismus; man möchte fast meinen, ein von Theologen herrührendes anatomisches Präparat oder, wenn man lieber will, eine Sammlung getrockneter, abgeblasster Herbariumblumen vor sich zu haben, die gewiss nicht denselben wirksamen Eindruck auf den Beschauer machen als die frischen Blumen des Gartens oder Feldes.¹⁾ Der Eindruck

1) Man vergleiche z. B. das Leben der ehrw. A. M. Taigi (Aachen, 1869, Verlag von Albert Jakobi) mit der Lebensskizze „Natalie Mariächtin“ (Düsseldorf, Deiters, 1877) oder mit „Leben der Mutter Margaretha Hallahan“ (Mainz, Kirchheim, 1874). Erstteres ist ursprünglich von einem Franzosen, wie es scheint, nach Processeacten gearbeitet, die beiden anderen sind lebenswarme Schilderungen nach historischen Mittheilungen von Zeitgenossen. Der Theologe, welcher zum Zwecke

wird jedoch nicht bloß ein matter sein, sondern, was noch schlimmer ist, ein irreführender. Die fortlaufende Aufzählung von heroischen Acten legt nämlich den Gedanken nahe, nur das Heroische, Außerordentliche sei lobenswert, sei Tugend, und selbes sei das Ziel und der Weg aller Tugendbeflissenen; ferner leistet dieses ununterbrochene Anführen solcher außerordentlichen moralischen Kraftleistungen der Anschauung Vorschub, die Heiligen hätten unablässig solche für die menschliche Schwäche manchmal geradezu schaurige Tugendacte geübt und ihr ganzes Leben sei eine einzige Kette von übermenschlichen Handlungen gewesen, nach allen Seiten hin fremdartig abstechend von der gewöhnlichen Lebensweise ihrer Mitmenschen. Gegenüber von solchen Heiligen, die er in einer unerreichbaren Höhe über sich schaut, fühlt sich der Leser wie einen Fremdling, er wagt kaum zu ihnen aufzublicken, und es fragt sich, ob ihr Anblick sein Herz erwärmt.

Anderer Meinung ist freilich ein angesehener, ascetischer Historiker, P. Peter Ribadeneira S. J., welcher in seiner Vorrede zum fünften Buche des Lebens des heiligen Ignatius von Loyola behauptet, dass die Tugenden eines Mannes getrennt von dem Lebenslaufe und für sich allein geschildert werden müssten, „weil sie im Zusammenhang mit den übrigen geschichtlichen Vorgängen nicht in ihrem ganzen Lichte erscheinen, oder in dieser Verwebung weniger anzeigen und bewegen und die richtige Art und Weise zu handeln lehren, als wenn sie für sich betrachtet werden, und nicht bloß durch ihr Gewicht, sondern auch durch ihre Zahl auf den Leser Eindruck machen“. Das Gesagte mag gelten von einem flüchtigen Leser, nicht von einem aufmerksamen und überlegenden. Ueberdies ist es dem Biographen nicht verwehrt, es muss im Gegentheil von ihm gefordert werden und ist unerlässliche Bedingung einer guten und ausführlichen Lebensbeschreibung, dass alle Momente angeführt werden, welche nothwendig sind, um eine hervorragende Handlung in volles Licht zu setzen. Anstatt ferner die Behauptung unterschreiben zu können, dass die Tugenden im Zusammenhange mit den übrigen geschichtlichen Vorgängen nicht in ihrem ganzen Lichte erschienen, meinen wir im Gegentheile, dass dieselben erst durch diesen Zusammenhang ihre volle Beleuchtung erhalten. Freilich darf der Biograph nicht so weit gehen, dass er die tugendhaften Handlungen wie ein Exhortator behandelt, aber die Paräneze ist auch gar nicht nothwendig, um den Wert einer sittlichen Handlung vollständig hervortreten zu lassen. Endlich ist schwer einzusehen, wie eine Handlung, im historischen Zusammenhang betrachtet, weniger geeignet sein sollte als Muster zu dienen, da vielmehr gerade durch die Beachtung der

des Heiligsprachungsprocesses einige Tugendacte aus dem Leben einer im Rufe der Heiligkeit stehenden Person herausgreift, um dieselben auf deren Heroismus zu prüfen, besorgt selbstverständlich eine ganz andere Methode als der Historiker, welcher den ganzen Lebenslauf und die innere moralische Entwicklung seines Helden darzustellen hat.

historischen Nebenumstände und nur durch sie eine Handlung richtig verstanden und zur Norm des Handelns für andere erhoben werden kann. Wer die Nebenumstände nicht beachtet, kann versucht sein, die Handlungsweise unter Umständen nachahmen zu wollen, wo sie einen groben Missgriff bedeutet. Es ist ja bekannt, daß die Aenderung von Nebenumständen genügt, um aus einer erlaubten sogar eine unerlaubte Handlung zu machen.

Noch einmal müssen wir das Postulat aussprechen und betonen: Die ganze Wahrheit! Die ganze Wahrheit erfordert nämlich noch dieses, daß der Biograph sowohl das Gute und Ehrenvolle, als auch das Fehlerhafte und Tadelnswerte seines Heiligen mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe berichte.

In einem kurzen Lebensabriß ist es allerdings nicht möglich, alles zu berichten, was die Quellen enthalten, aber es sollte doch auch nicht gesäuseltlich alles ausgelassen werden, was den Heiligen als gebrechlichen Menschen darthut. So wenig ein Bild ohne Schattenstriche vollkommen befriedigt, ebenso wenig eine Lebensbeschreibung, die nur Lob enthält, denn einen Menschen, der keine Schwäche an sich hätte, gibt es nicht — das weiß jeder. Freilich, wenn jemand schon von dem irrgen Gedanken erfüllt ist, die Heiligen seien überirdische Wesen, denen nichts Menschliches anklebt, findet er in derlei panegyrischen Lebensbeschreibungen nichts Bekremendes.

Wozu denn auch diese fast an Unehrlichkeit streifende Parteilichkeit für einen Heiligen, welche dessen Schwächen mit dem Mantel des Geheimnisses bedecken zu müssen glaubt? Sagt nicht der, welcher so vorgeht: Ihr sollt meinen Heiligen nicht kennen, wie er war! ? Ist dieses Vertuschungssystem nicht eine Art Irreführung? Braucht der liebe Gott die Vertuschung zu seiner größeren Ehre? Oder braucht sie der Heilige zu seinem Ruhme? Könnten wir die Heiligen um ihre Willensmeinung fragen, sie würden sicher antworten: Schreibt alles, alles, was Ihr von uns wisset, auch das Tadelnswerte, damit Gottes Barmherzigkeit, Langmuth, Güte und Weisheit mehr verherrlicht werde! „Non nobis Domine, non nobis, würden sie ausrufen, sed nomini Tuō da gloriam!“ Wenn je einer auf seinen Ruhm verzichtet und nach Demüthigung verlangt hat, so waren und sind es die Heiligen. Und wenn irgend jemand die volle Bekanntgebung der Wahrheit liebt, so sind es wieder die Heiligen.

Hat nicht auch die Heilige Schrift die Sünden der Magdalena, des Matthäus, des Petrus, des Saulus und anderer der ganzen Welt bekannt gegeben? Man könnte freilich sagen, Gott, der Inspirator der Heiligen Schrift, sei Herr über den guten Ruf jedes Menschen; nicht so ein Geschichtschreiber. Darauf lässt sich aber erwidern, Gott würde schwerlich durch Menschen diese Dinge haben auffschreiben lassen, wenn es für Menschen überhaupt unerlaubt wäre, in Geschichtsbüchern die Fehler eines Menschen anzuführen; und wenn dies in einigen Fällen zur Ehre Gottes dienen konnte, warum nicht auch in den andern?

Und unser Heiliger Vater Leo XIII., schrieb er nicht in der Encyclika vom 18. August 1883: „Prima historiae lex, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat?“ (Cic. de Orat. II. 15, 62.) Ist der Hagiograph nicht auch, und zwar an erster Stelle, Geschichtschreiber? Oder wollen jene Frommen, welche der entgegengesetzten Ansicht sind, mehr Pietät gegen die Heiligen besitzen, als der Heilige Vater selbst? P. J. Blözer S. J. lobt in einer Recension die Aufrichtigkeit, mit welcher Dr. Vacandard das Leben des heiligen Bernhard beschrieb: „Er erzählt, bemerkt Blözer, das Leben eines Heiligen, aber eines historischen Heiligen, das Leben des heiligen Bernhard, wie er concret lebt und lebt, mit seinem gewaltigen Bußgeist, seinem flammenden Glaubens- und Gebetseifer, seiner reinsten Liebe zu Gott und den Menschen, aber auch mit dem Uebermaße des Eifers in Wort und That; er malt mit pietätvoller Hand, wie es sich für die lichtvolle Erhabenheit eines solchen Charakters ziemet, aber nie täuscht der Pinsel des Künstlers über etwaige Mängel hinweg“.

Durch jene missverstandene, kleingeistige und zimperliche Pietät gegen die Heiligen schadet man dem christlichen Volke, indem man ihm, gegen den Willen der Heiligen, einen irrgen Begriff von ihnen beibringt und auch das Wirken der Gnade in falschem Lichte darstellt, als ob dieselbe nämlich die Heiligen ganz über sich erhöbe und ihrer Gebrechlichkeit entkleide, sie vollständig vergeistige, die schwersten Dinge ihnen spielend leicht mache, von jeglichem Kampfe gegen die eigene Natur sie dispensiere. Man schadet gleichzeitig auch dem Ansehen der heiligen Kirche, indem man den Irr- und Ungläubigen zu der Annahme Veranlassung gibt, dass die Katholiken in der Geschichtschreibung nicht ehrlich und aufrichtig seien, tendenziöse Schönfärberei trieben, den Cult der Heiligen durch unreelle Mittel hinaufzuschrauben suchten.

Leider hat es den Anschein, als ob die bezeichnete Befangenheit bei der Darstellung der Leben der Heiligen in früheren Zeiten ziemlich verbreitet gewesen sei. Ein interessantes und lehrreiches Beispiel hiervon liefert unter vielen anderen die Vita secunda des heiligen Bernhard von Clairvaux, geschrieben zwischen 1167—1170 von Alanus von Auxerre, einem Schüler und Bewunderer Bernhards, und zwar geschrieben vielleicht schon im Hinblicke und mit der Aussicht auf die Heiligspredigung des Gründers von Clairvaux. Alanus, dem die Vita prima vorlag, lässt, wie Vacandard, S. 35, bemerkt, eine gewisse auf das Lob des Heiligen hinstrebende Befangenheit nicht verkennen. „Fünfzehn bis sechzehn Jahre waren kaum seit dem Tode des Heiligen verflossen, und schon war sein Charakter in dem Grade heilig geworden, dass der Geschichtschreiber, in der Furcht, ihn herabzuwürdigen, es versucht, uns einige, übrigens ziemlich unbedeutende Züge seines Lebens, die aber wenig mit dem Ideal der vollkommenen Heiligkeit im Einklange stehen, zu verheimlichen“.¹⁾ So z. B. sucht

¹⁾ A. a. O.

Allanus „sorgfältig einige schroffe Redewendungen, die dem heiligen Bernhard durch die Verfasser der Vita prima zugeschrieben werden, abzuschwächen“. In der Vita secunda sagt der Heilige von seinem Arzte nicht mehr: „Cuidam bestiae datus sum“; er schleudert nicht mehr gegen die Römer jene ironischen Pfeile, die wir in Bezug auf einen beträchtlichen Diebstahl bei Gaufried finden, indem er sagt: „Verzeihen wir den Dieben: es sind Römer, das Geld war für sie eine zu starke Versuchung“. Allanus übergeht auch den übermäßigen indiscreten Eifer Bernhards als Ordensoberer, „der von seinen Schülern einen gewohnheitsmäßigen Heldenmuth verlangt, welcher das Maß der menschlichen Natur, selbst mit Hilfe der Gnade, übersteigt“. Und hieran schließt nun Vacandard, S. 36, folgende lehrreiche Bemerkung: „Indem sie dieses Ausmerzungsvorfahren verfolgten, und es aufs Neuherste trieben, haben es gewisse Hagiographen ermöglicht, Lebensbilder von Heiligen zu entwerfen, die zwar regelrecht, wenn man will, aber steif, ohne Charakter und Leben sind, Schattenbilder der Heiligkeit, die zugleich dem Ideale und dem Gerippe entsprechen“.

28. Damit aber das Lebensbild eines Heiligen ganz wahr sein könne, muss der Geschichtschreiber kritisch zu Werke gehen. Er muss die Quellen prüfen, aus denen er schöpft und die einzelnen Berichte, die er aus ihnen schöpft. Am zuverlässigsten sind im allgemeinen die Berichte der unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen, also die ersten und ältesten Berichte. Ganz ohne Prüfung darf man jedoch auch diese nicht annehmen. Untreue des Gedächtnisses oder Besangenheit spielten selbst manchen unmittelbaren Zeugen trotz des besten Willens einen schlimmen Streich. Ein paar überraschende Beispiele werden dies darthun. Der Mann der ehrwürdigen Anna Maria Taigi bezeugte von ihr folgendes: „Sie betheiligte sich an allen rechtschaffenen, wenn auch gleichgültigen Gesprächen und lachte herzlich über Scherze, die zuweilen bei Tische vorfielen, aber sie war dabei so gewandt, daß sie unvermerkt die Unterhaltung stets auf göttliche Dinge hinzulenken verstand“. Ihr Schwiegersohn aber sagte aus: „Ich habe beobachtet, daß sie während der ganzen Zeit, die ich mit ihr zusammen lebte, es sind dies ungefähr zwanzig Jahre, nur von Gott und göttlichen Dingen zu reden wußte, und ich habe sie stets alle Unterhaltungen vermeiden sehen, welche sich auf weltliche Dinge bezogen“. — Der heilige Vincenz von Paul war beiläufig zwanzig Jahre mit der heiligen Francisca von Chantal bekannt und sogar ihr Beichtvater gewesen. Wenn von irgend jemanden, so sollte man meinen, von einem solchen Zeugen den genauesten Bericht erhalten zu können. Und doch befinden sich unter seinen Aussagen einige, die man zum wenigsten minder genau nennen muss. So bezeugt er: „Es schien mir immer, daß sie (Francisca von Chantal) in jeder Art von Tugenden vollendet war, besonders daß sie voll Glauben war, obwohl sie ihr ganzes Leben hindurch von

Gedanken gegen den Glauben angefochten wurde".¹⁾ Die Heilige selbst aber sprach im Alter von beiläufig 61 Jahren einmal zu einer Ordensschwester, die ihr die inneren Leiden flagte, welche sie seit Kurzem litt: „Und ich, meine Tochter, es sind 41 Jahre, dass die Versuchungen mich aufreiben!“ [écrasent]²⁾. Somit hätten die Versuchungen gegen den Glauben bei der Heiligen nicht vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr begonnen, und wäre der Ausspruch des heiligen Vincenz nicht ganz richtig gewesen. Noch überraschender aber ist der Widerspruch, in den dieser Heilige bei folgender Zeugnabgabe geriet. Er sagte nämlich aus: „Ich habe an ihr nie irgend eine Unvollkommenheit bemerkt, sondern im Gegenteil eine beständige Uebung aller Arten von Tugenden“, und doch dachte er, als er unmittelbar nach ihrem Tode die Messe für sie las und zum Memento mortuorum kam, „dass er gut thun würde, für sie zu beten, weil sie sich im Fegefeuer befinden könnte, wegen gewisser Worte, die sie vor einiger Zeit gesprochen und die einer lässlichen Sünde nahe zu kommen schienen“ (tenir du péché veniel). Also einerseits nie irgend welche Unvollkommenheit, andererseits Worte, die bis zur lässlichen Sünde gehen! Die Untreue des Gedächtnisses eines hochbetagten Greises erklärt zur Genüge diesen Gegensatz.

Za sogar dem Zeugniß eines Heiligen über sich selbst darf der Geschichtschreiber nicht unbedingt Glauben schenken, d. h. er darf dasselbe nicht immer wörtlich nehmen; denn die Heiligen haben manchmal im Überfluten des Gefühles der Zerknirschung und Demuth so von sich geredet, dass man meinen möchte, sie hätten in ihrem vorigen Leben schwere Sünden begangen, während aus anderweitigen Zeugnissen feststeht, dass dies nicht der Fall war. So z. B. unterschrieben sich manche Heilige mit „Peccator“. Die heilige Theresia schrieb in ihrer Selbstdiographie: „Infortunée qu'avois-je fait? De moi-même je m'étais mise en enfer sans qu'il fut besoin des demons pour m'y entraîner“.³⁾ Und doch sagte sie selbst irgendwo, dass sie nie eine schwere Sünde begangen!

Das vorsichtige, kritische Vorgehen muss ferner die Ausscheidung des Legendarischen im Auge haben. Die Legendenbildung beginnt, wie im Vorstehenden in Betreff der Todtenerweckung, gewirkt durch den heiligen Bernhard an dem Schildknappen des Konrad von Bähringen, gezeigt worden, sehr früh. Der Hagiograph muss also sehr behutsam sein in der Aufnahme von Berichten. Je ungewöhnlicherer Art die Dinge sind, die sie erzählen, je wunderbarer, je phantastischer, desto strenger müssen die Quellen geprüft werden. Nicht dass der Geschichtschreiber wegen solcher Eigenarten die Berichte a priori zu verwiesen berechtigt wäre — dieses Recht

¹⁾ Bougaud, Histoire de St. Chantal, tom. 2, pag. 532. — ²⁾ A. a. O. S. 486. — ³⁾ „Ich Unglückselige, was hatte ich gethan? Ich hatte mich selbst in die Höhle gestürzt, es bedurfte nicht des bösen Geistes, um mich hinabzuziehen“. Selbstdiographie, übersetzt von Bouiz, pag. 229.

zu beanspruchen, wäre Hyperkritik — aber er muss alle zulässigen Mittel anwenden, welche die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit eines Berichtes erkennen lassen. Kritiklosigkeit ist wenigstens ebenso verwerflich wie Hyperkritik.

Es ist erfreulich, an einem Beispiele aus dem „finsteren“ Mittelalter die Vorsicht nachweisen zu können, mit der man damals bei Absaffung eines Heiligenlebens zu Werke gieng. Es handelt sich hier um die Vita prima des heiligen Bernhard von Clairvaux. Deren Verfasser wählten aus dem ihnen vorliegenden, theils von ihnen selbst gesammelten Material nur das Sichere heraus, anderes, das sich nicht sicher beweisen ließ, legten sie beiseite. So hatte z. B. Ermald von Bonnevalle in der Darstellung des Schismas Anaclet II. darauf verzichtet, die wunderbare Prophezeiung des heiligen Bernhard über das Ende des Gegenpapstes, welche in den Fragmenten Gaufrieds, des Secretärs des Heiligen, berichtet wird, zu erwähnen. Und Gaufrid selbst hat es nicht gewagt, diese Prophezeiung, welche doch mit allem Reize einer Legende gewisse Merkmale der Wahrheit verband, in den Text der zweiten Recension einzufügen. Das kluge Urtheil Ermalds hatte ihn unsichtiger gemacht und er unterdrückte in seiner zweiten Recension noch eine Reihe von Erzählungen, welche er den Herausgebern der ersten geliefert hatte. Die Prophezeiungen, welche den Tod des ältesten Sohnes Ludwigs des Dicken betreffen, die von der göttlichen Vorsehung verhängte Bestrafung des Grafen von Angers und andere ähnliche Thatsachen, verschwinden auf einmal aus dem vierten Buche. . . Bemerkenswert ist es, daß diese Unterdrückungen Ereignisse der übernatürlichen Ordnung, besonders Weissagungen betreffen.

Der Biograph der Heiligen muss sich ja wohl hüten, einer übertriebenen Begeisterung für das Uebernatürliche und Wunderbare zu huldigen. „Wunder leugnen oder sie von der exacten Geschichtsforschung ausschließen wollen, schreibt P. Kreiten S. J., wäre gegen die gesunde Kritik; allein Wunder beibringen, die nicht als über jeden vernünftigen Zweifel erhaben bewiesen werden können, ist nicht Sache eines neueren Biographen“.¹⁾ „Wir sind der Meinung, äußert sich der eben Genannte a. a. O., dass diese Strömung (der Hyperkritik und Leugnung des Uebernatürlichen), die jedenfalls zu weit geht, eine Reaction gegen eine andere Richtung darstellt, welche ihrerseits zu weit gegangen war und dass die Wahrheit auch hierin in der Mitte liegt“. Und auf eine neuere Lebensbeschreibung des heiligen Ignatius von Loyola hinblickend, fügt er bei: „Es gibt im Leben des heiligen Ignatius, wie es sich einmal in verschiedenen Biographien krystallisiert hat, eine gewisse Anzahl von wunderbaren Erzählungen, zu denen die nüchterne, nur die Wahrheit suchende Geschichtsforschung dadurch Stellung nimmt, dass sie mit dem päpstlichen Canonisations-Processe

¹⁾ Laacher Stimmen, 1892, 6. Hest, S. 96.

sagt: „Sed his de consulto omissis“, d. h. unter Motivierung zur Tagesordnung übergeht . . .“ Und was berechtigt hiezu? Der Mangel an Kritik bei den Biographen und jene den Alten entlehnte Methode, bei Abfassung von Biographien der Phantasie und Rhetorik den ersten Platz einzuräumen! „Vielleicht in keiner zweiten Biographie, bemerkt Kreiten, lässt sich wie in der Ignatianischen so genau nachweisen, welche schlimme Streiche die im 16. und 17. Jahrhundert beliebte livianische oder taciteische Geschichtschreibung der historischen Genauigkeit spielte. Man hat nur z. B. die Darstellung desselben Juges in der Selbstbiographie — bei Ribadeneira, Maffei, Bartoli — nebeneinander zu halten. Wenn das aber am grünen Holze solcher Autoren ersten Ranges geschieht, was muss man dann von den anderen erwarten, die zudem mehr auf Erbauung, als auf wissenschaftliche Darstellung ausgingen!“ Die Hagiographie des 16. und 17. Jahrhunderts kann also wegen Mangels an Kritik nicht in allweg als mustergültig betrachtet werden, sie hat nicht vollen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit, sie bedarf der Revision.

Die Kritik muss sich auch auf die Aussprüche der Heiligen ausdehnen. Wir meinen hier Aussprüche, die nicht in den Schriften der Heiligen selbst vorkommen, sondern von anderen ihnen zugeschrieben werden. Solche Aussprüche sind entweder durch den erhabenen Geist, der sich in ihnen offenbart und durch die Prägnanz der Form bemerkenswert, oder sie enthalten ein Urtheil, das von dem der gewöhnlichen Menschen verschieden ist. Immer aber beanspruchen sie als Neußerungen gotterleuchteter Personen ein besonderes Ansehen, und gerade deswegen muss von dem Historiker verlangt werden, dass er fürs erste ihre Genuinität und fürs zweite ihren genauen Wortlaut mit aller Sorgfalt feststelle. Und letzteres namentlich ist gar nicht so leicht. Denn diese Aussprüche können nur durch Ohrenzeugen bekannt sein, für solche aber ist es wohl in vielen Fällen schwer, besonders nach mehreren Jahren noch, den genauen Wortlaut dessen, was sie gehört, wiederzugeben; sie werden die Aussprüche gewöhnlich nur dem Sinne nach, d. h. so, wie eben sie die Worte verstanden und im Gedächtnis behalten haben, wiederzugeben vermögen, werden sich also nicht mit jener Sicherheit der Worte erinnern, die ihnen erlaubte, mit einem Eide zu bekräftigen, der Heilige habe gerade so und nicht anders gesprochen. Auch nehmen die Worte im Gedächtnisse des Hörenden leicht jene Form an, die ihnen seine zufällige Gemüthsstimmung ausdrückt. Ist nun der Wortlaut vielmal nicht ganz sicher, so ist auch die Beweiskraft der Anführung keine große. Es genügt das Auslassen oder Hinzufügen eines einzigen Wortes, um den Sinn der Rede ganz bedeutend zu verändern, wenn nicht etwa gar in sein Gegentheil zu verkehren. Darum ist also auf derlei Aussprüche im allgemeinen nicht so viel Gewicht zu legen, als Unerfahrenen wohl meinen. Und steht ein Ausspruch mit den bekannten Anschauungen eines Heiligen wenig oder gar nicht im

Einklang, so ist er zu verwerfen, ausgenommen, es würde sich nachweisen lassen, der Heilige habe zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten gehabt.

Kritik ist freilich eine mühsame Arbeit und der Geschichtsforscher ist nicht darum zu beneiden; aber sie ist auch eine edle Thätigkeit, denn sie ist das ernste und lautere Streben nach Wahrheit, hervorgegangen aus Hochachtung vor der Wahrheit und aus dem Verlangen, sich und seine Mitmenschen vor Irrthum zu bewahren oder von Irrthum zu befreien. Dieses edle Streben sollte vor allem den Geschichtschreiber der Heiligen erfüllen und leiten, denn sie verdienen es, im Lichte der Wahrheit zu erscheinen. Es ist sehr bedauerlich, wenn sich ein katholischer Geschichtsforscher wie P. Hartmann Grisar S. J. bemüht hat, in öffentlicher Versammlung vor den katholischen Gelehrten aller Nationen die Klage auszusprechen: „Wallfahrts-Priester, ascetische Schriftsteller u. a. schreiben oft, ohne das ABC der Geschichte und Kritik zu kennen, und verderben dadurch viel“.¹⁾ Möchten alle, die es angeht, sich das Beispiel eines Seligen Petrus Canisius zur Richtschnur nehmen, welcher den Auftrag des Erzherzogs Ferdinand, Stathalters von Tirol, eine Geschichte des berühmten Tiroler Wallfahrtsortes Seefeld zu verfassen, ablehnte, weil er kein verlässliches Geschichtsmaterial vorfand. Besser gestehen, man wisse nichts zu sagen, als zu sagen, was man nicht weiß.

Wir schließen mit dem Wunsche: wer es vermag, gute Heiligenleben zu schreiben, der greife hurtig zur Feder, denn das christliche Volk bedarf solcher Geistes- und Herzensaehrung. —

Das Brot des Herrn.

Von Dr. Math. Högl, Präfect am fgl. Studienseminar in Amberg.

1. Die Opfergaben der Gläubigen.

1. In den ersten Zeiten des Christenthums wurde gewöhnliches Brot beim Opfer gebraucht. Dies bezeugt unter anderem die Erzählung von einer römischen Matrone,²⁾ welche an jedem Sonntage dem heiligen Gregor Brot brachte. Als ihr Gregor nach der Feier der heiligen Messe den Leib des Herrn darreichte und sprach: Corpus Domini N. J. Chri. custodiat te ad vitam aeternam oder, wie Mansi berichtet:³⁾ Corpus Domini N. J. Chri. prosit tibi in remissionem peccatorum et vitam aeternam, fing jene einmal muthwillig zu lachen an. Gregor zog seine Rechte von ihrem Munde zurück und legte den Leib des Herrn auf den Altar, bis er die übrigen abcommuniziert hatte. Hierauf fragte er in Gegenwart des Volkes die Matrone, warum sie sich herausgenommen habe, zu lachen. Sie antwortete, sie habe erkannt, daß es jene Partikel sei,

¹⁾ Münchener Gelehrtenversammlung, 1900. Nach dem Zeitungsberichte.

— ²⁾ Durand. I. 4. c. 41. nr. 28. — ³⁾ Mansi, t. XIX. a. 1025.